

7. Juni 2025

Eines der großen Missverständnisse in der Anerkennung von Leistung besteht darin, dass man dafür belohnt wird, etwas zu können, und nicht dafür, es zu erlernen. Wenn der Weg das Ziel ist, ist das Ankommen das Ende des Weges und damit Ziellosigkeit. Wir belohnen uns für das Ergebnis, nicht für das Erlebnis.

Nichts spricht dagegen, dass man das, was man erlernt, eines Tages sehr gut können wird. Da wir uns aus Gründen, die mir zunehmend fragwürdiger werden, quantitativ messbare Anerkennung zur eigenen Motivation machen, könnte man folgern, dass es sicherer sei, bei dem zu bleiben, was man gut kann, weil darauf der Lorbeer wächst, in dessen Schatten der Kopf schön kühl bleibt. Andernfalls würde das Lernen als neugieriges Wissen-Wollen nur zum Bekenntnis von Blöße werden. Wir zeigen lieber, was wir können und nicht, was wir gerade lernen. Diesen riesig großen Rest verstecken oder vermeiden wir verschämt. Wer sich mit der Anerkennung arrangiert hat oder sie schlimmstenfalls sogar hochdosiert *braucht*, wird einen Eindruck von Unbedarftheit vermeiden.

Das kann soweit gehen, dass man irgendwann nicht mehr loslassen kann. Das Rennen gegen die eigenen Kräfte wird man verlieren: für diese Einsicht braucht es noch nicht einmal Philosophie, sondern einfach nur ein bisschen Alltagsbeobachtung an Mitmenschen und an sich selbst. Der italienische Pianist Maurizio Pollini hat Chopins 24 Préludes zwei Mal eingespielt. Einmal mit Anfang dreißig, das war 1975. Das zweite Mal vier Jahrzehnte später. Der ältere Herr donnert mit rasenden Tempi die Poesie der Stücke in Grund und

Boden. Keine Zeit für *rubato*. Er will's noch einmal wissen und wissen lassen: es ist noch mit ihm zu rechnen!

Von einem Bekannten hörte ich neulich, dass er mit über achtzig Jahren mit dem Singen angefangen habe. Das berührt mich mehr als der Senior, der eine frühere Bestzeit hält oder sogar einstellt. Die Verbissenheit und das Fratzenhafte, das mit dem Versuch einhergeht, an die eigenen Bestmarken heranzukommen, hat nichts von der Heiterkeit, mit der ein paar wenige Alte einfach zurückstecken, sich zurücklehnen und schauen, was sich vor ihren Augen noch so abspielt. Welche Grundmuster darin zu erkennen sind.

Wann immer man im praktischen Leben etwas Neues lernt, droht der reflexhafte Anspruch, es mindestens so gut wie die Besten und Erfolgreichsten ihres Faches zu tun. Dafür gibt es von früh auf eine Belohnung: ein Eis, eine Eins, einen Bonus, einen Titel, eine Auszeichnung, einen Nachruf.

Auf dem Gebiet der Kunst hat sich das Können schon vor langer Zeit entkoppelt. Spätestens Marcel Duchamp mit seinen Ready-mades, der mit einem industriell gefertigten Urinoir seine Weltberühmtheit erlangte, zeigte, dass eine Idee keiner manuellen Fertigkeiten mehr bedarf. Man muss es nicht selbst gestalten können; Konfektionsware reicht.

Wer war der erste, der sagte:

„Das hätte ich auch gekonnt!“

Will heißen: Das hätte ich auch *nicht* gekonnt. Gerade in der Konzeptkunst braucht es gar keine große handwerkliche Geschicklichkeit, die man über Jahre langes Üben erworben und

verfeinert hat. Es braucht ein irgendwie gestaltetes Etwas und eine spritzige Idee, was man damit machen will. Neulich hatte ich zum Beispiel auch eine (aber ich habe sie schon wieder vergessen).

Einhergehend mit Drill auf Leistung im Grenzbereich findet sich oft eine dünne Frustrationstoleranz, begleitet von manifester Humorfreiheit. Das verbindet Menschen eines leistungsorientierten Lebens mit jenem Konzeptkünstler, der mit dünner, näselnder Stimmen anwesenden Ignoranten erklärt, wie sich Idee und Konzept mit den Objekten im Bewusstsein verbinden würde, wenn doch nur jemand die gleiche Luzidität besäße wie er. Der Mensch, der nichts versteht, versteht, dass er nichts versteht. Seine Scham darüber ist schon längst Geschäftsmodell geworden oder dient einfach nur einem anderen, sich besser und auserlesener zu fühlen. Alle Menschen sind gleich: nur der Künstler ist besser.

Würde man das Gefühl, wieder wie ein Kind jede Menge dummer Fragen zu stellen, überhaupt ertragen? Was sollen denn die anderen denken?

Was sie wollen. Vielleicht lernen sie etwas dabei.